
„Ich meine, das reicht hinten und vorne nicht“ – Ansätze nachhaltigen Wirtschaftens bei Hartz-IV-Beziehenden

ANDREAS HIRSELAND UND FLORIAN ENGEL

Andreas Hirseland, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, E-Mail: andreas.hirseland@iab.de
Florian Engel, Hochschule Fulda, Fachbereich Pflege und Gesundheit, E-Mail: florian.engel@pg.hs-fulda.de

Zusammenfassung: Nachhaltiger Konsum wird zumeist mit konsumstarken Mittelschichten und dort anzutreffenden Entwicklungen einer Sharing Economy in Verbindung gebracht. Demgegenüber nimmt der Beitrag die alltäglichen Wirtschaftsweisen von Familien im Grundsicherungsbezug (Hartz IV) in den Blick. Aufgrund ihrer geringen finanziellen Spielräume ist ihre Konsumteilhabe eingeschränkt und eine von Sparsamkeit bestimmte Lebensführung unausweichlich. Dies wirft die Frage auf, ob Formen nachhaltigen Konsums und einer Sharing Economy nicht gerade dort aufzufinden sind. An Fallbeispielen aus einer qualitativen Untersuchung wird aus einer praxistheoretischen Perspektive rekonstruiert, unter welchen Bedingungen Nachhaltigkeitsstrategien auch in armen Haushalten Anwendung finden und wie dies unter Suffizienzgesichtspunkten gegebenenfalls zu einer Verbesserung der Lebensqualität beiträgt. Deutlich wird auch, an welche Voraussetzungen nachhaltige Konsumpraktiken gebunden sind und welche Hemmnisse ihrer Verbreitung entgegenstehen.

Summary: In public discourse sustainable consumption issues like the evolving sharing economy are mostly related to middle class consumerism. In contrast this paper makes the case of families living on welfare (Hartz IV) and their everyday economic practice. Limited in their financial means their participation in consumption is restricted and their lifestyle is necessarily related to frugality. This raises the question if they, unwillingly, have to draw on sustainable practices among them „sharing“. Based on qualitative research, the issue is looked at from a practice theoretical perspective. Case studies reveal under which conditions sustainable strategies are applied by poor households and how this—under the criterion of sufficiency—contributes to their wellbeing. It is discussed which preconditions have to be fulfilled to implement sustainability practices and which constraints might impede their dissemination.

→ JEL Classification: I32, Q01, Z13

→ Keywords: Poor families, sustainable consumption, practice theory, qualitative research

I Einleitung

Mit der Leitidee nachhaltiger Entwicklung (Brundtland 1987) sollen ökologische, ökonomische und soziale Belange so in Einklang gebracht werden, dass die Folgen gegenwärtigen Handelns zukünftige Optionen möglichst wenig beeinträchtigen. Als problemverursachend beziehungsweise -verschärfend wird dabei eine Wirtschaftsweise angesehen, die nicht nur produktionseitig einen (zu) sorglosen Umgang mit natürlichen Ressourcen betreibt, sondern zugleich auch als „Konsumgesellschaft“ (Baudrillard 2014[1970]) eine stetig wachsende Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen – und damit nach Ressourcen – generiert. Entsprechend richtet sich das Augenmerk verstärkt auf die Konsumsphäre, das heißt auf die private Beschaffung von Gütern sowie deren Ge- und Verbrauch. Dies führt letztlich zu einer Politisierung des Konsums und Konsumverhaltens (Belz und Reisch 2007). Damit gerät auch die (Mit-)Verantwortlichkeit der Konsumentinnen und Konsumenten für die Eindämmung unerwünschter ökologischer, sozialer und zunehmend auch gesundheitlicher Nebenfolgen ihres Konsumverhaltens in den Blick (Heidbrink et al. 2011).

Die (umwelt-)politische Forderung nach nachhaltigem Konsum richtet sich mithin zumeist an jene konsumfähige Mittelschicht, die von der „Demokratisierung des Konsums“ und der beständigen Ausweitung ihrer Konsummöglichkeiten profitiert. So wird das „Konsumieren“ zum Bestandteil einer Lebensweise der Durchschnittskonsumentin und des -konsumenten, die auf Bedürfnisweckung, dem Bezug und Besitz fremdproduzierter und möglichst gebrauchsfertiger Waren über ausgedehnte Händlernetze, der vermehrten Inanspruchnahme von Dienstleistungen anstelle von Eigenleistungen und einer allgemeinen, mit Wachstum verbundenen, Beschleunigung des Güterumsatzes unter Ausblendung externer Effekte beruht. Konsum ist zum Mittel sozialer Integration und (Selbst-)Verortung geworden, dient er doch nicht allein der (physischen) Existenzsicherung, sondern zugleich als Medium kultureller Teilhabe, sozialer Distinktion und der Identitätsbildung (Kraemer 2003). Nachhaltigkeit steht also in einem gesellschaftlichen „Spannungsfeld zwischen den Forderungen nach mehr Konsum auf der einen und weniger Konsum auf der anderen Seite“ (Belz et al. 2007: 16).

Entsprechend zielt nachhaltiger Konsum darauf, den genannten Widerspruch durch an Effizienz, Konsistenz und Suffizienz ausgerichtete Strategien zumindest abzuschwächen (Belz und Bilharz 2007). Zielen die beiden ersten Strategien unmittelbar auf technologische Lösungen zur Eindämmung des Ressourcenverbrauchs, so soll komplementär eine an Suffizienz orientierte ressourcensensible Änderung gängiger Konsummuster eine dennoch als ausreichend bedürfnisbefriedigend empfundene Versorgung ermöglichen (Belz und Bilharz 2007, Linz 2014).

Wenngleich sich ein konsistent nachhaltiger Lebensstil empirisch noch nicht zeigt, so finden sich doch Ansätze hierzu, die eine „relative Verbesserung gegenüber dem Status quo bedeuten“ (Belz und Reisch 2007: 285). Aktuelle Beispiele hierfür sind Tendenzen zur Abkehr von einer Besitzökonomie und die Hinwendung zu unterschiedlichen Formen einer Sharing Economy in Form von Redistributionsmärkten, Produkt-Dienstleistungssystemen oder eines kollaborativen Lebensstils (Heinrichs 2013: 103), das Urban Gardening als Wiederbelebung subsistenzwirtschaftlichen Gartenbaus (Simon 2007), Abfallvermeidung und Recycling oder die fortschreitende Umstellung privaten Konsums auf ökologische Güter und lokale Produzenten. Die Beteiligung an derartigen Entwicklungen und damit die Veränderung früherer Gewohnheiten stellt für viele Verfechter dieses Ansatzes einen bewussten Schritt hin zu einem nachhaltigeren Lebensstil dar, oft verbunden mit einer antikonsumistischen Grundhaltung (Black und Cherrier 2010) und einer Präferenz

für ein einfaches Leben (McDonald et al. 2006). Bei den hier benannten Phänomenen handelt es sich um soziale Innovationen (John 2013), die bewusst aus der sogenannten Mitte der Gesellschaft heraus erfolgen. Ihre Trägerschichten verfügen über die Freiheit und die Möglichkeiten, sich gegenüber bestehenden Konsumnormen alternativ zu positionieren und vielfach auch über die finanziellen Mittel, die für einen Umstieg auf Nachhaltigkeit erforderlichen Investitionen (zum Beispiel durch Anschaffung umweltfreundlicherer Technologien et cetera) tätigen zu können.

Wie aber steht es um diejenigen, die als (relativ) Arme ohnehin mit weniger auskommen müssen als der Großteil der Gesellschaft? Immerhin gelten derzeit 15,4 Prozent der Bevölkerung als armutsgefährdet (Der Paritätische Gesamtverband 2016), wobei die Zahl derjenigen, die von Leistungen der Grundsicherung nach dem Sozialgesetzbuch (SGB) II (Hartz IV) leben, in den letzten Jahren relativ konstant um die sechs Millionen betrug (Bundesagentur für Arbeit 2016). Die Transfers an die letztgenannte Gruppe sind so bemessen, dass sie lediglich ein soziokulturelles Minimum abdecken (sollen). Da sie zur Reproduktion der Konsumgesellschaft nur wenig beitragen, nehmen diese Menschen Zygmunt Bauman (2005) folgend die Rolle defizitbehafteter Konsumenten („flawed consumers“) ein und sind wegen ihrer zwangsläufig eingeschränkten Konsumteilhabe von sozialer Exklusion bedroht. Ärmeren wird vielfach ein Konsumbewusstsein und -verhalten unterstellt, das durch eine Orientierung an einem (post-)proletarischen, praktisch-materialistisch ausgerichteten „*Notwendigkeitsgeschmack*“ (Bourdieu 1988: 290) gekennzeichnet ist. Oftmals wird der gezwungenermaßen konsumschwache Konsument daher als „*psychologisch weniger mobil, weniger aktiv und beschränkter in seinem Verhalten*“ (Lazarsfeld 2009 [1971]: XXXVIII) wahrgenommen. Demnach wären nachhaltige Konsumpraktiken und entsprechende Handlungsfähigkeit hier weniger zu erwarten, ist doch die Popularität des Konzepts eng mit einem höheren Einkommen und höherer Bildung verknüpft (Kuckartz und Rheingans-Heintze 2006, Blättel-Mink 2010).

Diesen Annahmen stellen wir im Folgenden Beobachtungen aus einer Feldstudie bei Familien, die Hartz IV beziehen, gegenüber. Angesichts ihrer vergleichsweise geringen finanziellen Mittel stellt sich die Frage, ob sich hier nicht zwangsläufig Praktiken nachhaltigen, ressourcenschonenden Konsums finden lassen, sowie ob und wie diese Suffizienz zu fördern wäre. Damit wird auch die im Zusammenhang mit Nachhaltigkeit relevante Frage nach einem möglichen Konflikt zwischen Einschränkung und Verzicht auf der einen, Suffizienz beziehungsweise dem persönlichen Wohlfahrtsniveau auf der anderen Seite beleuchtet.

2 Daten und Methode

Der Beitrag bezieht sich auf Daten aus einem noch laufenden Forschungsprojekt, in dem die Lebenszusammenhänge in 35 Hartz IV beziehenden Haushalten, zumeist Familien mit Kindern, mittels qualitativer Methoden untersucht werden.¹ Um eine Vielzahl exemplarischer Falllagen erfassen zu können, erfolgte die Untersuchung bundesweit. Berücksichtigt wurden unterschiedliche regionale Kontexte (Stadt/Land, West/Ost) ebenso wie unterschiedliche arbeitsmarktbezoge-

¹ Das Projekt ist Teil der vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung kontinuierlich durchgeführten gesetzlichen Evaluation der Grundsicherung für Arbeitsuchende (Paragraf 55 SGB II). Kooperationspartner sind die Universität Augsburg und die Hochschule Fulda. Nähere Informationen finden sich unter www.faleha.de

ne und lebensweltliche Problemlagen von Familien. Die Daten basieren auf offenen, narrativen Familien- beziehungsweise Paarinterviews sowie Einzelinterviews mit allen erwachsenen Haushaltsangehörigen und interviewfähigen Kindern. Ergänzend erfolgten bei den verschiedenen Interviewterminen auch Beobachtungen des familiären Zusammenlebens. Dabei spielte unter anderem das Thema Konsum im weiteren Sinne eine Rolle.

Während sich die Forschung zu nachhaltigem Konsum vielfach auf die Einstellungen und Leitbilder von Konsumenten (Eckert et al. 2006) oder ihre Konsumententscheidungen (Reisch und Hagen 2011) konzentriert, folgen wir hier einem praxistheoretischen Ansatz (Reckwitz 2003, Warde 2014). Diese Perspektive stellt nicht auf einzelne (Konsum-)Handlungen ab, sondern auf sozial kontextuierte Weisen, etwas (gewohnheitsmäßig) zu tun und Gebrauch von etwas zu machen sowie auf die damit verbundenen Bedeutungen und das zugrundeliegende implizite Wissen (Know-how). Das Forschungsinteresse zielt darauf, Zusammenhänge zwischen konsumbezogenen Praktiken und der Versorgungslage der Haushalte auch unter Gesichtspunkten der Suffizienz zu verstehen. Hierfür haben wir uns an dem in qualitativen Forschungsdesigns weit verbreiteten Vorgehen der „Grounded Theory“ orientiert und kontrastive Fallvergleiche mit dem Ziel einer datenbasierten induktiven Theoriebildung durchgeführt (Strübing 2008: 31). Zu illustrativen Zwecken werden hier zwei Fallbeispiele vorgestellt und diskutiert. Diese wurden gewählt, weil bei ihnen trotz einer vergleichbaren Situation – einem lang andauernden Bezug von Hartz IV – unterschiedlich suffiziente Konsumpraktiken und Versorgungslagen anzutreffen sind. Bei den folgenden Darstellungen handelt es sich um fokussierte Illustrationen der für diesen Beitrag relevanten Aspekte. Daher wurde auf eine vollständige Fallkonstruktion verzichtet.

3 Nachhaltige Konsumpraktiken: Trotz oder wegen Armut?

Leben mit und von Hartz IV soll zwangsläufig mit Einschränkungen verbunden sein. Mit dem Lohnabstandsgebot für die Bemessung der Leistungen der Grundsicherung sollen Fehlanreize vermieden werden, die eine Arbeitsaufnahme als nicht lohnenswert erscheinen lassen. Andererseits sollen die Leistungen so bemessen sein, dass sie existenzsichernd sind und ein Minimum an sozialer und kultureller Teilhabe ermöglichen (Paragraf 20 SGB II). Wohlfahrtsverbände bezweifeln jedoch schon seit Längerem, dass dies möglich sei (aktuell zum Beispiel Der Paritätische Gesamtverband 2015). Entsprechend bleibt Beziehenden von Hartz IV nichts anderes übrig, als ein, verglichen mit anderen Bevölkerungsgruppen, niedrigeres Konsumniveau durch Verzicht und Sparsamkeit zu realisieren. Dennoch gibt es deutliche Hinweise darauf, dass dies Mangellagen und Versorgungsengpässe vielfach nicht verhindert (Hirsland und Ramos Lobato 2010: 23 ff., Pfeiffer et al. 2011), was wir am Beispiel von Familie Peters illustrieren. Vor diesem Hintergrund nähern wir uns der Frage, inwieweit Konsumpraktiken, die in den Debatten um nachhaltigen Konsum diskutiert werden, zu einer besseren Versorgungslage armer Familien beitragen könn(t)en. Ein Beispiel dafür, wie und unter welchen Bedingungen dies möglich sein kann, gibt Familie Schulz. In beiden Beispielen steht die auch unter Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit relevante Frage des Nahrungsmittelkonsums im Mittelpunkt.

„Das reicht hinten und vorne nicht“: Konventioneller Konsum macht nicht satt (Familie Peters)

Familie Peters wohnt mit ihren drei Kindern im Alter von sieben bis 15 Jahren in einer ländlichen Gegend in Norddeutschland. Beide Eltern sind wegen gesundheitlicher Beeinträchtigungen seit längerem arbeitslos und beziehen seit ungefähr fünf Jahren Hartz IV.

Aufgrund schlechter örtlicher Versorgungsmöglichkeiten muss die Familie die meisten Güter des täglichen Bedarfs überwiegend bei einem in der nächstgelegenen Kreisstadt ansässigen Discounter beschaffen. Um die Familieneinkäufe bewältigen zu können, sind sie auf ein Auto angewiesen, wobei die Einkaufsfahrten das ohnehin knappe Haushaltsbudget zusätzlich belasten. Daher versucht die Familie, beim Einkaufen überaus sparsam, das heißt hier: vor allem kostenbewusst vorzugehen. So werden Einkaufsfahrten auf das Nötigste beschränkt und der Großeinkauf für die Familie vorab geplant. Bei der Auswahl der Produkte wird auf Markenware verzichtet und auf die allergünstigsten Angebote zurückgegriffen – etwa auf Sonderangebote oder auf wegen Erreichen des Mindesthaltbarkeitsdatums reduzierte Ware. Sich nichts leisten zu können, verursacht bei den Eltern Schuldgefühle, sobald die Kinder betroffen sind – zum Beispiel, wenn ihnen Wünsche nach dem kleinen alltäglichen „Luxus“ wie Markenjoghurts aus finanziellen Gründen beständig verwehrt werden müssen. Dabei wird bereits der Einkauf oftmals als erniedrigend erfahren und die verzehrten Lebensmittel als eher minderwertig, sei man doch gezwungen, sich aus der „Grabbelkiste“ (Frau Peters) zu bedienen. Die Familie verzichtet daher auch auf die Inanspruchnahme spezieller Angebote für Bedürftige, etwa auf das Angebot einer im Landkreis vorhandenen Tafel. Dort gebe es nach Herrn und Frau Peters übereinstimmender Auffassung meist verschimmelte oder aus anderen Gründen für ungenießbar gehaltene Ware.

Trotz der berichteten Anstrengungen gelingt es Familie Peters nicht, eine kontinuierliche Versorgung sicherzustellen. Insbesondere gegen Ende des Monats wird die Lage prekär: *„[...] natürlich zu Monatsende ist das [...] wo man wartet, dass das Geld kommt, damit man einkaufen kann [...] und dann haben wie es oft/also, wenn wir jetzt den Kühlschrank aufmachen würden im Moment, ist da auch nicht sehr viel drinnen“* (Herr Peters). Ab und zu ist die (Versorgungs-)Lage so kritisch, dass ausschließlich Nudeln gegessen werden und die *„Erwachsenen anfangen zu hungern für die Kinder“* (Frau Peters). Dennoch müssen in diesen periodisch auftretenden Mangelsituationen selbst die Nahrungsmittel für die Kinder rationiert werden: *„Es tut mir leid [...] es gibt heute nur zwei Scheiben Brot, weil mehr geht nicht“*, so dass letztlich doch auch *„die Kinder hungern müssen“* (Herr Peters). Bei extremen Engpässen wird, wie Herr Peters zudem berichtet, sogar die Küche abgeschlossen, damit sich die Kinder nicht selbst bedienen und so die elterlichen Rationierungsmaßnahmen unterlaufen.

Der Mangel selbst und die teils drastischen Maßnahmen zu seiner Verwaltung werden als belastend erlebt. Dies wird auch verstärkt durch das Bewusstsein, sich und vor allem die Kinder nicht im Einklang mit weithin propagierten gesundheitsbezogenen Ernährungs- und Konsumnormen zu versorgen. Insbesondere durch soziale Einflussnahmen Dritter geraten die Eltern unter Rechtfertigungsdruck: *„Und dann hört man Sprüche wie: ‚Wieso kennt Dein Kind denn kein Gemüse? [...] Naja, Du ernährst das ja nicht richtig‘. Nein, ich ernähre es nicht richtig, weil ich es nicht kann [...] Weil, ich kann kein frisches Obst und Gemüse kaufen. Mal in den Laden gegangen und geguckt, was das kostet? [...] So, ich bin froh, wenn ich meinen Sack Kartoffeln bezahlen kann“* (Frau Peters).

Unseres Erachtens folgt Familie Peters in gewisser Hinsicht den gleichen Handlungsweisen wie die Durchschnittskonsumentin respektive der -konsument: Sie versorgt sich ausschließlich aus

dem Angebot von Handel und Konsumgüterindustrie. Das hierfür erforderliche Einkaufen ist als individuelle, private Aktivität organisiert und selbst mit Kosten (hier: ökologische und finanzielle) verbunden. Ebenso finden sich bei Familie Peters gängige (warenästhetische) Konsumnormen. Diese zeigen sich etwa in der Bedeutung von Markenprodukten und in der Abwertung von (verzehrfähigen) Waren aus der „Grabbelkiste“ oder gar der Tafel als minderwertig gegenüber der „regulären“ Regalware. Aber leider lässt sich für Familie Peters ein „normales“ Konsumentenleben trotz aller bereits gemachten Abstriche an Qualitätsstandards und des situativ erzwungenen Verzichts nicht (mehr) realisieren. Die periodisch auftretenden Versorgungsengpässe und das Empfinden, normative Erwartungen – etwa die Kinder „richtig“, das heißt gesund zu ernähren oder ihnen kleine Freuden zu bereiten – nicht zu erfüllen, tragen zu einem von Frau und Herrn Peters auch im weiteren Rahmen der Datenerhebung zum Ausdruck gebrachten Gefühl der Marginalität und Insuffizienz bei.

Zwar konnten wir bei unseren Feldaufenthalten viele derartige Probleme beobachten. Dennoch waren nicht alle Lebenssituationen durch ähnlich gravierende Symptome des Mangels gekennzeichnet, weder in Bezug auf die objektiven Versorgungslagen noch mit Blick darauf, wie Deprivation subjektiv empfunden wird. Ein wichtiger Grund hierfür sind Konsumpraktiken, wie sie auch im Zusammenhang mit nachhaltigkeitsförderlichem Konsumverhalten diskutiert werden.

Nachhaltige Versorgung verbessert die Lebenssituation: Verwerten, Eigenproduktion und Kollaboration (Familie Schulz)

Familie Schulz lebt mit ihren sechs Kindern im Alter zwischen sechs Monaten und 15 Jahren in einer ländlichen Gegend im Osten Deutschlands. Wegen der Kinderbetreuung und der Arbeitslosigkeit des Mannes bezieht die Familie seit ungefähr drei Jahren Hartz IV.

Dennoch berichtet Familie Schulz – die auch „*immer sparsam*“ (Frau Schulz) wirtschaften muss – nicht von bedrückenden materiellen Nöten und Problemen bei der Aufrechterhaltung ihrer alltäglichen Versorgung: „*Und das mit Hartz IV hier und so [...] man muss davon leben. Man kann davon leben*“ (Frau Schulz). Dies gelingt durch Konsumpraktiken, die in vielerlei Hinsicht jenen gleichen, die in der Einleitung als nachhaltigkeitsorientierte Konsumweisen angesprochen wurden. Das beginnt bei der Güterbeschaffung. Familie Schulz bezieht einen wesentlichen Teil ihrer Lebensmittel über die in der Kreisstadt ansässige Tafel: „*Ich gehe ja auch regelmäßig zur Tafel, [...] einmal die Woche. Das macht eine enorme Einsparnis [sic!] an Obst und Gemüse, wenn ich das kaufen sollte. [...] Und es sind keine schlechten Lebensmittel [...] Ist so [...] Das ist eine Einsparnis [sic!] von 60 Euro die Woche [...] Das macht viel aus – sollte ich das Obst [im Supermarkt] kaufen*“ (Frau Schulz).

Das zitierte Qualitätsurteil – „*keine schlechten Lebensmittel*“ – beruht auf einer *Gebrauchswertorientierung*, die die praktische Verwendbarkeit gegenüber warenästhetischen und distinktiven Aspekten zum Maßstab erhebt. Von daher spielt die Herkunft als Regalware oder aus karitativem Abverkauf für Familie Schulz – im Gegensatz zu Familie Peters – keine große Rolle. Die durch die Nutzung der Tafel realisierten Einsparungen ermöglichen dann sogar kleinen, speziellen „Alltagluxus“ bei Dingen, auf die Familie Schulz besonderen Wert legt. Denn nicht mit allen Billigangeboten lassen sich die Bedürfnisse gleichermaßen gut befriedigen, etwa bei Brötchen: „*[...] die billig aufgebackenen aus dem Discounter, die sind nicht so besonders. Deswegen lieber Bäcker*“ (Frau Schulz).

Zur Aufrechterhaltung einer guten Versorgungslage trägt nicht nur die überlegte Beschaffung bei, sondern auch der kontrollierte Konsum, das heißt die im Wortsinn möglichst *restlose* Verwertung des Vorhandenen: „Bei uns wird nichts weggeschmissen“ (Frau Schulz). Dazu tragen auch gezielt geschaffene Infrastrukturen zum Aufbewahren von Lebensmitteln bei: „Ich habe extra einen zweiten Kühlschrank zugelegt“ (Frau Schulz). Diese Verwertungsstrategie wird auch durch eine ebenfalls vorhandene Kühltruhe unterstützt, die zudem im Zentrum einer planvoll durchgeführten Vorratshaltung steht: „Die Truhe ist immer voll“ (Frau Schulz). Die so geschaffenen Lagerkapazitäten bilden die Grundlage dafür, dass Familie Schulz beispielsweise Fleisch en gros einkaufen und damit wesentlich günstiger beziehen kann.

Eine weitere Säule stellt für Familie Schulz die Eigenproduktion von Lebensmitteln dar. Nicht nur wird die Wurst selber gemacht. Vielmehr greifen die Schulzes auf weitere Möglichkeiten zur Selbstversorgung zurück, die das ländliche Umfeld bietet. Zum Beispiel werden in der Gegend wachsende Beeren und Streuobst gesammelt und verarbeitet. Dies trägt nicht nur zur Versorgung bei, sondern strukturiert zugleich den familialen Zusammenhalt durch gemeinsame Unternehmungen und eine sinnstiftende Rhythmisierung von Aktivitäten im Jahresablauf, wie Frau Schulz berichtet: „Und Einwecken mit den Kindern zusammen auch noch. [...] Jetzt ist ja die Holunderzeit, nachher die Apfelzeit. [...] Dann wird Saft selber gemacht mit den Kindern zusammen. Das macht denen erstens Spaß“ (Frau Schulz). Die gesammelten Mengen Obst, Frau Schulz berichtet mit einigem Stolz von mehreren Tonnen, reichen aus, den Bedarf der Großfamilie an Säften zu decken. Die Herstellung bei einem lokalen Pasteurisierbetrieb sei wesentlich günstiger als der Bezug von Fertigware aus dem Regal. Auch gelingt es Familie Schulz durch eine Absprache mit diesem Betrieb, Abwechslung in das häusliche Getränkeangebot zu bringen. Gegen einen geringen Kostenbeitrag können sie den aus den selbstgesammelten Äpfeln hergestellten Saft auch gegen andere Frischsäfte tauschen.

Was hier im Ansatz aufscheint, ist eine Praxis, die der mit Nachhaltigkeitsstrategien angestrebten und vielfach proklamierten „Vereinbarkeit von Ökologie und Ökonomie“ nahekommt. Wenngleich die bei Familie Schulz angetroffene Praxis des Sammelns und Verwertens nicht explizit ökologisch motiviert ist, so greift sie doch Elemente einer Kreislaufwirtschaft auf. Angefangen bei Kastanien und Eicheln bis hin zu Wertstoffen, werden gelegentlich weitere nutzbare Dinge gesammelt und gegen ein kleines Entgelt einer Weiter- beziehungsweise Wiederverwertung in lokalen Wertschöpfungsketten zugeführt – etwa als Wildfutter beim Förster oder als Rohstoffe für das lokale Recyclingunternehmen.

Elemente einer nachhaltigkeitsförderlichen kollaborativen Sharing Economy enthält die bei Familie Schulz beobachtete Praxis der Einkaufsorganisation. Ihre Einkäufe erfolgen häufig nicht individualisiert als rein privater Familieneinkauf, sondern im Rahmen informeller *Einkaufsgemeinschaften*. So versorgt Familie Schulz bei ihren regelmäßigen Fahrten zur Tafel Nachbarn mit, die nicht über ein eigenes Auto verfügen. Manchmal schließen sich auch mehrere Nachbarn zu einem gemeinsamen Großeinkauf zusammen: „Dann fahren wir mit zwei Autos. Und wenn nicht alle mitkommen [...] fährt der eine zweimal. Wir haben damit kein Problem mit die [sic!] Autos“ (Herr Schulz). Diese auch auf andere Aktivitäten ausgeweitete kollaborative Praxis ist insbesondere in einer Gegend mit einem eher schlechten Angebot an öffentlichen Verkehrsmitteln und weit vom Wohnort entfernten Versorgungs- und Dienstleistungsangeboten bedeutsam. Hier ist die nachbarschaftliche Bereitschaft zu wechselseitiger Hilfeleistung und die partielle Vergemeinschaftung privaten Besitzes (in diesem Fall: des Autos) nicht nur von praktischer Bedeutung, sondern zugleich ein erkennbarer Beitrag zu (mehr) Nachhaltigkeit.

Wie der Fall von Familie Schulz zeigt, lassen sich auf der Grundlage nachhaltiger Praktiken – die Lebensmittelverwertung (Tafel), das Sammeln, Recycling und die kollaborative Güternutzung – nicht nur Engpässe der Versorgung oder Mangelsituationen vermeiden. Aufgrund des hohen Anteils an Eigenproduktion und der planvollen Vorratshaltung lassen sich auch Einkaufsfahrten reduzieren und finanzielle Engpässe, etwa bei verzögerter Auszahlung der Grundsicherung, puffern. Mehr noch: Im Vergleich zu Familie Peters ermöglicht die Nachhaltigkeitsstrategie der Familie Schulz aufgrund der durch sie geschaffenen reichhaltigen und vielfältigen Versorgungsmöglichkeiten und sozialintegrativ wirkender Praktiken rund um den Konsum im weiteren Sinne sogar eine Steigerung der Lebensqualität und des Wohlbefindens.

4 **Fazit: Nachhaltigkeit, Suffizienz und Armutslage**

Vergleicht man die beiden hier vorgestellten Fälle unter dem Gesichtspunkt der Suffizienz, dann scheinen nachhaltigkeitsförderliche Praktiken durchaus geeignet, auch die konkrete Lebenssituation von Armutshaushalten etwas zu verbessern, zumindest bei Familie Schulz. Demgegenüber zeigt das Beispiel von Familie Peters, dass eine an der Durchschnittskonsumentin/dem -konsumenten orientierte Konsumweise eher zu einer weiteren Verschlechterung der Versorgungslage und des Wohlbefindens beitragen kann, da diese nicht nur, aber eben auch in finanzieller Hinsicht ressourcenintensiv ist. Zugleich jedoch verdeutlicht der Vergleich der beiden Fälle ein allgemeineres Problem der alltäglichen Verbreitung von Nachhaltigkeitspraktiken nicht nur in armen Haushalten. Zwar stehen nachhaltige Strategien dem Prinzip nach allen Konsumierenden gleichermaßen offen, sind realiter jedoch an mehr oder weniger schwer zu erfüllende Voraussetzungen gebunden. So zum Beispiel beruhen die bei Familie Schulz angetroffenen Praktiken der Nachhaltigkeit erstens auf spezifischer sozialer, technischer und institutioneller Infrastruktur – angefangen bei der Tafel, der Kühltruhe, dem Vorhandensein von Allmenden und einer spezifischen lokalen Wirtschaftsstruktur bis hin zu einer zumindest ansatzweise an kollaborativen Praktiken interessierten Nachbarschaft. Zweitens setzen sie ein hohes Maß an persönlichen Ressourcen wie verfügbare Zeit, Energie und Einsatzbereitschaft voraus sowie drittens vor allem ein spezifisches Know-how, ohne das das beobachtete Wirtschaften schlechthin nicht praktikabel wäre: „Also gewusst wie“ (Frau Schulz). Dies verweist auf allgemeine Probleme, eine langfristig orientierte nachhaltige Konsumpraxis zu implementieren, sofern darunter mehr verstanden wird als lediglich der Kauf nachhaltiger Produkte.

Darüber hinaus bedürfen Praktiken und die darauf gründende Praxis zu ihrer gesellschaftlichen Verbreitung der sozialen Anerkennung, sind sie doch stets Marker diskontinuierlicher „feiner Unterschiede“ (Bourdieu 1988 [1979]). So mag zwar die restlose Verwertung von Lebensmitteln aus dem Angebot der Tafeln unter Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit wünschenswert erscheinen und müsste daher eigentlich zur sozialen Anerkennung ihrer Nutzer beitragen. Tafeln werden aber auch als Institutionen einer „Mitleidsökonomie“ (Schoneville 2013) betrachtet, durch deren Inanspruchnahme sich die Nutzerinnen und Nutzer erst als „sozial schwach“ zu erkennen geben (müssen) und mit Blick auf ihre soziale Anerkennung vulnerabel machen – wovor übrigens auch Familie Peters bei dem schamhaften Griff in die „Grabbelkiste“ nicht geschützt ist. Daher wird den von Armutshaushalten geleisteten Beiträgen zu mehr Nachhaltigkeit – zum Beispiel ihrem Sammeln und Wiederverwerten – vielfach keine Beachtung geschenkt, eben weil sie weniger weltanschaulich begründet, sondern vielmehr aus der Not geboren erscheinen. Obwohl innovativ, bleiben sie verborgen und verdrängt (Leipämaa-Leiskinen et al. 2016). Daher wird manchmal

sogar der von der Familie Schulz gelebte Beitrag zu mehr Nachhaltigkeit nicht gewürdigt. Auch sie werden ab und an mit dem diskreditierenden Vorwurf konfrontiert, sich nur „Essen aus der Mülltonne“ (Herr Schulz) leisten zu können.

Was folgt nun aus diesem kurzen Ausflug in die für die etablierte Nachhaltigkeitsforschung eher ungewöhnliche Welt der „flawed consumers“? Aus unserer Forschungsperspektive zeigt sich, dass sich nachhaltige Praktiken auch dort finden lassen, wo man sie vielleicht nicht so sehr vermutet beziehungsweise sie nicht als solche wahrnimmt. Angesichts der nicht unbeträchtlichen Zahl von Armutshaushalten ist auch deren Konsumverhalten unter ökologischen wie sozialen Gesichtspunkten eine „Größe“. Auch wirft das aus unserer Sicht bedrückende Beispiel der Familie Peters die für die Verbreitung suffizienter Konsumweisen relevante Frage nach den auch für die Durchschnittskonsumentin und den -konsumenten anfallenden verdeckten monetären und sozialen Kosten konsumintensiver Lebensstile auf. Umgekehrt verweist das Beispiel der Familie Schulz auf die sozialen Voraussetzungen einer auch sozialpolitisch bedeutsamen Implementierung von Strukturen der Nachhaltigkeit bei Armutshaushalten. Hier könnte es durchaus Synergien zwischen Umwelt- und Sozialpolitik geben (Stiess 2013), etwa durch institutionelle Förderung und Organisation von Allmendenutzungen (Ostrom 1999) in Form kommunalen beziehungsweise genossenschaftlichen Urban Gardenings, der Organisation von Einkaufsgemeinschaften und anderer kollaborativer Praktiken. Dies wäre zugleich ein Beitrag, unter Umständen auch mithilfe professioneller Gemeinwesenarbeit, sozialen Exklusionstendenzen vorzubeugen.

Literaturverzeichnis

- Baudrillard, Jean (2014 [1970]): Die Konsumgesellschaft. Ihre Mythen, ihre Strukturen. Wiesbaden, Springer.
- Bauman, Zygmunt (2005): Work, Consumerism and the New Poor. Maidenhead, Open University Press.
- Belz, Frank-Martin und Michael Bilharz (2007): Nachhaltiger Konsum, geteilte Verantwortung und Verbraucherpolitik: Grundlagen. In: Frank-Martin Belz, Georg Karg und Dieter Witt (Hrsg.): Nachhaltiger Konsum und Verbraucherpolitik im 21. Jahrhundert. Marburg, Metropolis, 21–48.
- Belz, Frank-Martin, Georg Karg und Dieter Witt (2007): Einführung. In: dies. (Hrsg.): Nachhaltiger Konsum und Verbraucherpolitik im 21. Jahrhundert. Marburg, Metropolis, 13–20.
- Belz, Frank-Martin und Lucia A. Reisch (2007): Geteilte Verantwortung für nachhaltigen Konsum: Grundzüge einer polyzentrischen Verbraucherpolitik. In: Frank-Martin Belz, Georg Karg und Dieter Witt (Hrsg.): Nachhaltiger Konsum und Verbraucherpolitik im 21. Jahrhundert. Marburg, Metropolis, 281–312.
- Black, Iain R. und Helene Cherrier (2010): Anti-consumption as a part of living a sustainable lifestyle: daily practices, contextual motivations and subjective values. *Journal of Consumer Behaviour*, 9 (6), 437–453.
- Blättel-Mink, Birgit (2010): Konsum und Nachhaltigkeit – ein Widerspruch? Wie soziokulturelle Milieus Lebensstil und Konsumverhalten bestimmen. *Das Wissenschaftsmagazin. Forschung Frankfurt*, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 3/2010, 26–30.
- Bourdieu, Pierre (1988 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M., suhrkamp taschenbuch wissenschaft.

- Brundtland, Gro Harlem (1987): *Our Common Future: The World Commission on Environment and Development*. Oxford, Oxford University Press.
- Bundesagentur für Arbeit (2016): *Statistik der Grundsicherung für Arbeitssuchende nach dem SGB II*. <https://statistik.arbeitsagentur.de/Statistikdaten/Detail/Aktuell/iiiia7/eckwerte/eckwerte-d-o-xlsm.xlsm> (abgerufen am 26.6.2016).
- Der Paritätische Gesamtverband (Hrsg.) (2015): *Expertise: Fortschreibung der Regelsätze zum 1. Januar 2016*. Berlin, Der Paritätische Gesamtverband.
- Der Paritätische Gesamtverband (Hrsg.) (2016): *Zeit zu handeln. Bericht zur Armutsentwicklung in Deutschland 2016*. Berlin, Der Paritätische Gesamtverband.
- Eckert, Simone, Georg Karg und Thomas Zängler (2006): *Leitbilder nachhaltigen Konsums im Rahmen einer aktivierenden Verbraucherpolitik – Endbericht*. Consumer Science Diskussionsbeitrag Nr. 11.
- Heidbrink, Ludger, Imke Schmidt und Björn Ahausen (Hrsg.) (2011): *Die Verantwortung des Konsumenten. Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum*. Frankfurt/New York, Campus.
- Heinrichs, Harald (2013): *Im Zeitalter des homo collaborans – sharing economy*. *Politische Ökologie*, 135, 99–106.
- Hirsland Andreas und Philipp Ramos Lobato (2010): *Armutsdynamik und Arbeitsmarkt – Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfebedürftigkeit bei Erwerbsfähigen*. Nürnberg, IAB-Forschungsbericht 03/2010.
- John, René (2013): *Alltägliche Nachhaltigkeit. Zur Innovativität von Praktiken*. In: Jana Rückert-John (Hrsg.): *Soziale Innovation und Nachhaltigkeit. Perspektiven sozialen Wandels*. Wiesbaden, Springer VS, 103–132.
- Kraemer, Klaus (2003): *Konsum als Teilhabe an der materiellen Kultur*. In: Gerhard Scherhorn und Christoph Weber (Hrsg.): *Nachhaltiger Konsum. Auf dem Weg zur gesellschaftlichen Verankerung*. 2. Aufl. München, oekom-Verlag, 55–62.
- Kuckartz, Udo und Anke Rheingans-Heintze (2006): *Trends im Umweltbewusstsein*. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lazarsfeld, Paul F. (2009 [1971]): *Foreword to the American Edition*. In: Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel: *Marienthal. The Sociography of an Unemployed Community. With a New Introduction by Christian Fleck*. New Brunswick, Transaction Publishers.
- Leipämaa-Leiskinen, Hanna, Henna Syrjäl und Pirjo Laaksonen (2016): *Conceptualizing non-voluntary anti-consumption: A practice-based study on market resistance in poor circumstances*. *Journal of Consumer Culture*, 16 (1), 255–278.
- Linz, Manfred (2014): *Suffizienz – unentbehrlich für Nachhaltigkeit*. *Jahrbuch für Ökologie*, 2014, 44–54.
- McDonald, Seonaidh, Caroline J. Oates, C. William Young und Kumju Hwang (2006): *Towards sustainable consumption: Researching voluntary simplifiers*. *Psychology & Marketing*, 23 (6), 230–248.
- Pfeiffer, Sabine, Tobias Ritter und Andreas Hirsland (2011): *Hunger and nutritional poverty in Germany – quantitative and qualitative empirical insights*. *Critical Public Health*, 21 (4), 417–428.
- Ostrom, Elinor (1999): *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt*. Tübingen, Mohr Siebeck.
- Reckwitz, Andreas (2003): *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken*. *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (4), 282–301.

- Reisch, Lucia A. und Kornelia Hagen (2011): Kann der Konsumwandel gelingen? Chancen und Grenzen einer verhaltensökonomisch basierten sozialen Regulierung. In: Ludger Heidbrink, Imke Schmidt und Björn Ahaus (Hrsg.) (2011): Die Verantwortung des Konsumenten. Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum. Frankfurt a. M./New York, Campus, 221–243.
- Schoneville, Holger (2013): Armut und Ausgrenzung als Beschämung und Missachtung. Hilfe im Kontext der Lebensmittelausgaben „Die Tafeln“ und ihre Konsequenzen. *Soziale Passagen*, 5 (1), 17–35.
- Simon, Stefan (2007): Formen Solidarischer Ökonomie in der Landwirtschaft. In: Katrin Hirte, Katharina David, Julia Carolin Hesshaus, Charlotte Hohls und Janina Schütte (Hrsg.): *Ökolandbau – mehr als eine Verfahrenslehre?* Ringvorlesung 2006 am Fachbereich Ökologische Agrarwissenschaften der Universität Kassel. Marburg, Metropolis, 135–152.
- Stuess, Immanuel (2013): Synergien von Umwelt- und Sozialpolitik – Soziale Innovationen an der Schnittstelle von Umweltschutz, Lebensqualität und sozialer Teilhabe. In: Jana Rückert-John (Hrsg.): *Soziale Innovation und Nachhaltigkeit. Perspektiven sozialen Wandels*. Wiesbaden, Springer VS, 33–49.
- Strübing, Volker (2008): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden, VS Verlag.
- Warde, Alan (2014): After taste: Culture, consumption and theories of practice. *Journal of Consumer Culture*, 14 (3), 279–303.